

Triumph des Herzens

GEHT HINAUS IN DIE GANZE WELT

PDF - Familie Mariens

21. Jg. (III) 2013

Nr. 118

Berufene Glaubensboten

Kurz vor der Himmelfahrt gab der auferstandene Herr Seinen Aposteln den großen Missionsauftrag: „Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen!“ Die Apostel wussten sich also von Jesus persönlich berufen, mit Vollmacht ausgestattet und befähigt, freimütig, ob gelegen oder ungelegen, Zeugnis dafür abzulegen, was sie von ihrem göttlichen Meister gehört und gesehen hatten. So wurden sie und viele, die nach ihnen kamen, zu „Menschenfischern“, denen es durch die Kraft des Hl. Geistes und „durch die Wunder, die Gott geschehen ließ“, gelang, Menschen guten Willens für Christus zu gewinnen.

*D*amit jedoch die Glaubensverkündigung bis nach Rom und „bis an die Enden der Erde“ gelangen konnte, bedurfte es des Völkerapostels Paulus, über den Papst Benedikt XVI. im Paulusjahr 2008/2009 sagte: *„Der Auferstandene hat zu Paulus gesprochen und aus ihm einen wahren Apostel gemacht. Die Wahrheit, die er in der Begegnung mit dem Auferstandenen erfahren hatte, war ihm des Streites, der Verfolgung, des Leidens wert. Aber was Paulus zünnerst trieb, war das Geliebtsein von Jesus Christus und das Weitergeben dieser Liebe. Er war ein Liebender, und all sein Wirken und Leiden erklärt sich nur von dieser Mitte her. Wir sehen einen Einsatz, der sich einzig und allein erklären lässt durch eine Seele ... die von einer tiefen Überzeugung getragen ist: ‚Wir müssen der Welt das Licht Christi bringen und allen das Evangelium verkünden.‘“* Weiter sagte der Heilige Vater: *„Auch wenn das Apostolat Pauli und der Zwölf unwiederholbar ist: der innerste Kern des Auftrags bleibt, dass auch wir Gläubige ... gerufen sind ... sein Licht, seine Wahrheit, seine Liebe zu den Menschen zu bringen.“*

*I*n jedem Jahrhundert der 2000-jährigen Kirchengeschichte haben sich unzählige Männer und Frauen auf verschiedenste Weise als treue

Glaubensboten erwiesen, manche bis hin zum Martyrium. Alle kannten Leid und Mühe, doch nicht allen war es vergönnt, die Fruchtbarkeit ihres Apostolates auch zu sehen. Außerdem hatte nicht jeder die Berufung, als Missionar von Stadt zu Stadt zu ziehen oder sogar auf anderen Kontinenten zu wirken. So war es z. B. beim hl. Philipp Neri. Entzündet von den berühmten Missionsbriefen des hl. Franz Xaver, des großen Indien- und Japanapostels, wollte auch er unbedingt Indienmissionar werden. Doch sein erleuchteter Beichtvater sagte ihm klar: *„Dein Indien ist Rom!“* Er gehorchte und wurde so zum „Apostel Roms“.

Das lässt uns unwillkürlich an einen Kündler der Barmherzigkeit des 20. Jh. denken, an Leopold Mandić, der schon von Jugend an stets in den Orient wollte, um, wie er selbst sagte, *„für die Rückkehr der orientalischen Völker zur katholischen Kirche zu wirken“*. Da es ihm aus gesundheitlichen Gründen äußerlich nie möglich wurde, als Missionar in den Osten zu gehen, wurde ihm sein Beichtstuhl in Padua zur „Missionsstation“, wo er 40 Jahre lang täglich zehn bis fünfzehn Stunden Beichte hörte. Bewusst opferte er diesen schmerzlichen Verzicht immer wieder für die Ökumene auf und sagte gerne: *„Jede Seele, die meinen priesterlichen Beistand verlangt, ist mein Orient.“*

Ich werde vom Himmel Rosen regnen lassen

Im ersten Augenblick würde man nicht denken, dass auch eine kontemplative Ordensfrau in der Klausur eines Klosters den Auftrag Jesu, die Welt zu missionieren, erfüllen kann. Doch die jugendliche Französin Thérèse Martin beweist es uns. Mit nur 15 Jahren trat sie in den Karmel von Lisieux ein, wo sie - ohne das Kloster je zu verlassen - dennoch einen Weg fand, um „hinauszugehen in die ganze Welt“. Im Gebet zeigte ihr der Herr, dass man auch kleine Schwierigkeiten und Verzicht des täglichen

Lebens unermesslich kostbar machen kann, wenn man sie in Liebe annimmt und Gott opfert. Dieser sogenannte „Kleine Weg“, den die Karmelitin aufgeschrieben hat, inspiriert und ermutigt bis heute unzählige Menschen, aus kleinen Alltagsopfern ein Geschenk für die Missionare „draußen“ zu machen. Durch ihr Leben im Karmel, erfüllt von Gebet und Selbstverzicht, wurde Theresia von Lisieux neben dem hl. Franz Xaver zur „Patronin der Weltmission“ und durch ihre Schriften zur jüngsten Kirchenlehrerin.

Das gelebte Evangelium

Letztlich ist das einzige Evangelium, das die Menschen wirklich „lesen“, unser persönliches Leben. Don Dolindo Ruotolo, der Priesterfreund P. Pios, sagte deshalb:
„Jesus, wie groß ist meine Verantwortung! Mein Glaube muss das Volk erleuchten. Ich möchte in der Welt Dein Evangelium sein, das mit meinem eigenen Leben geschrieben wird.“

Das gilt für uns alle, für eine Familienmutter ebenso wie für einen Politiker, für eine Krankenschwester ebenso wie für einen Profisportler. Denn jeder kann, wo immer er im Alltag steht, durch seinen gelebten christlichen Glauben das Evangelium, die Frohe Botschaft unserer Erlösung verkünden, selbst ohne Worte, nur durch das stille Beispiel.

Die Glaubensverkündigung kann tausend verschiedene Gesichter haben und im Laufe eines einzigen Lebens manchmal sehr unterschiedliche Formen annehmen. Ein klassisches Beispiel dafür ist Karol Wojtyła, der sel. Papst Johannes Paul II. Schon als Jugendlicher und

Student, als Schauspieler und dann als einfacher Arbeiter im Steinbruch, als Kaplan, Familienseelsorger und Universitätsprofessor bezeugte er trotz Verfolgung mutig seinen Glauben.

Während seines mehr als 26 Jahre dauernden Pontifikates wurde Johannes Paul selbst für Angehörige anderer Religionen und Konfessionen zum glaubwürdigen Zeugen des Evangeliums, zum „Jahrhundertpapst“ und zum „Friedensapostel“. Er verfasste 14 Enzykliken und 56 Apostolische Schreiben. Zudem unternahm er mit 103 Auslandsreisen in 130 Staaten mehr Reisen als alle anderen Päpste zusammen und umkreiste auf 247 613 km mehr als sechsmal den Erdball. Doch als sich sein Gesundheitszustand immer mehr verschlechterte, „entdeckte“ Papst Wojtyła „das Evangelium des Leidens“. Durch sein miterlösendes Leiden, durch Krankheit und Schmerz, durch das mühsame Gehen und Sprechen wurde der einst so sportliche Pontifex zum Stein des Anstoßes für viele, die sogar seinen Rücktritt forderten. Den Leidenden aber wurde er zum Tröster und zum Hoffnungsträger, bis dieser große Völkerapostel an der Schwelle zum Dritten Jahrtau-

send zu Ostern 2005 den traditionellen Segen „Urbi et Orbi“ nur noch stumm erteilen konnte. Doch als kostbarstes geistiges Erbe hat uns dieser

marianische Papst über den Tod hinaus seine Weihe an Maria, sein „Totus Tuus“ hinterlassen.

In der neuen alten Heimat

P. Bonfilius Maria Wagner (1926-2005)

ist vielen von Euch kein Unbekannter.

Durch seine Vermittlung kam unsere Gemeinschaft nach Tschechien, wo wir heute im Gratzener Barmherzigkeitskloster und am Wallfahrtsort Maria Trost in Brünnl das geistige Erbe fortführen dürfen, das uns dieser von missionarischem Feuer entzündete Servitenpater anvertraut hat (vgl. Triumph des Herzens Nr. 85).

Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hans wuchs Franz Wagner, so der bürgerliche Name von P. Bonfilius, in einer tiefgläubigen sudetendeutschen Familie auf, die im südböhmischen Jetzkobrunn bei Gratzten (Nové Hradý) einen kleinen Bauernhof führte. Trotz der Anstellung des Vaters als Verwalter beim örtlichen Grafen Buquoy lebten die Wagners sehr bescheiden. Franzl besuchte nach der Volks- und Hauptschule - seine Muttersprache war ja Deutsch - das Gymnasium im österreichischen Nachbarstädtchen Gmünd. Regelmäßig musste

er in der kleinen Landwirtschaft helfen, was er nicht immer gerne tat. Dann tröstete ihn die Mutter Katharina oft mit dem Versprechen, bald wieder eine Wallfahrt nach Maria Trost zu machen. Franz war ein lebensfroher Junge, ein fleißiger Schüler, der alles, was er anpackte, mit Hingabe tat. Schon in diesen Jahren trug er sich mit dem Gedanken, bei den Serviten im Gratzener St.-Peter- und Pauls-Kloster einzutreten, wo er oft und gerne ministrierte. Er wollte Priester werden, doch befand man sich nach der Besetzung Böhmens durch deutsche Soldaten mitten im Krieg.

Beschützt von einer „anderen Mutter“

Mit nur 17 Jahren wurde Franz kurz nach seinem Abitur als Sudetendeutscher von der Wehrmacht eingezogen und 1944 an die Ostfront geschickt. Als einer der wenigen seines Bataillons, die die Kämpfe überlebten, kam er drei Tage vor Kriegsende, auf der Flucht vor den heranrückenden Russen, mit einem Kameraden nach Gratzten. Deutsche Soldaten befahlen den beiden, aus

einem Brunnen auf dem Stadtplatz Waffen heraufzuholen. Noch während sie damit beschäftigt waren, wurden die übrigen Wehrmachtssoldaten von den Russen gefangengenommen. Wie durch ein Wunder blieben die beiden unbemerkt und vor dem Transport in die russische Kriegsgefangenschaft bewahrt. Nach dem Krieg begann für die sudetendeutsche Bevölkerung eine äußerst leidvolle Zeit. Jene, die

nicht gewaltsam ihre Heimat verlassen mussten, lebten als Bürger mit eingeschränkten Rechten, so dass es Franz nicht möglich war, ein Studium zu beginnen. Im Herbst 1948 starb Mutter Wagner nach längerer Krankheit. P. Bonfilius sagte später darüber: *„Als sie im Sterben lag, sagte sie mir und meinem Bruder: ‚Nun habt ihr keine Mama mehr. Von nun an muss sich eine andere Mutter um euch kümmern!‘ Und wir wussten ganz genau, dass sie damit nicht meinte, dass unser Vater nochmals heiraten soll, sondern dass nun unsere Mater dolorosa, die Schmerzensmutter für uns sorgt. Und sie tat und tut es ... Meine Mutter glaubte so tief daran, dass Maria uns immer nahe ist, ebenso wie sie ihrem Sohn nahe war.“*

Die Kommunisten hatten seit Februar 1948 die Macht in der Tschechoslowakei übernommen. Der Rest der Familie - Vater Franz sen., Oma, Franz und Hans - fasste deshalb den Entschluss, heimlich über die Grenze nach Österreich zu flüchten. Zunächst kamen die Wagners nach Wien. Hier bereits machte der 22-jährige Franz seinen Vorsatz wahr und trat in den Orden der Serviten, der Diener Mariens, ein. Doch schickten ihn die Oberen bald ins Noviziat nach Innsbruck, wo er schließlich Theologie studierte und am 25. Juli 1953, zwei Tage vor seinem 27. Geburtstag, zum Priester geweiht wurde.

Zwischen 1945 und 1947 wurden, als Reaktion auf die Kriegsverbrechen der Deutschen, von den tschechoslowakischen Behörden etwa drei Millionen Sudetendeutsche aus den deutschen Siedlungsgebieten in Böhmen und Mähren vertrieben. 250 000 durften, mit eingeschränkten Bürgerrechten, im Land bleiben. Bis heute liegt das von beiden Seiten begangene und erlittene Unrecht als schwerer Schatten über den Beziehungen der beiden Völker, für deren Aussöhnung sich P. Bonfilius immer mit aller Kraft eingesetzt hat. Umso wichtiger erscheint heute die Mission des Wallfahrtsortes Maria Trost, wo die Gottesmutter all ihre Kinder auf übernatürliche Weise trösten und vereinen will.

Der „Pfarrer von Tirol“

Als Kaplan in verschiedenen Pfarreien Österreichs und während seiner 25-jährigen Tätigkeit (1965-1991) als Pfarrer und Prior des Innsbrucker Servitenklosters schätzten ihn die Menschen als authentischen Seelsorger, der aus dem tiefen Vertrauen in die Güte und Barmherzigkeit Gottes schöpfte, um mit all seiner Kraft und Liebenswürdigkeit für die Seelen da zu sein. Seine Waffen, die er als Ordensmann immer und überall bei sich trug, waren das Brevier und der Rosenkranz. Für sein unermüdliches segensreiches Wirken wurde ihm das Tiroler Verdienstkreuz verliehen, und weithin wurde er bekannt als der „Pfarrer von Tirol“. Er zählte zu den ersten Menschen, denen man frühmorgens auf den Innsbrucker Straßen begegnen konnte, wenn er es zu Fuß oder auf seinem Fahrrad zu den

Krankeneilich hatte, um sie aufzumuntern. Ein guter Freund bezeugte: *„Sein Terminplan war immer gefüllt mit Krankenbesuchen, Versehgängen, Beichtterminen; jeder einzelne Besuch war für ihn der wichtigste des arbeitsreichen Tages, der von Gebet, geduldigem Zuhören und gütigem Raten geprägt war, bis der Schlaf P. Bonfilius übermannte.“* So war er als Beichtvater, der oft stundenlang im Beichtstuhl saß, ebenso geschätzt wie als feuriger Prediger, dessen Worte von Güte und Zuversicht überschäumten, aber auch, wenn notwendig, unbequem sein konnten. Er sagte: *„Ich fühle, dass ich nur vor einem verantwortlich bin, vor Gott und Seiner Wahrheit!“* Man spürte seine selbstlose Liebe, die sich das Leid der anderen zu eigen machte und ohne Unterschied half. *„Schenken wir dem Einzelnen immer so viel*

Liebe, wie er braucht, und nicht so viel, wie er verdient. Je größer der Gauner und Schuft im

Menschen ist, desto mehr Liebe hat er nötig - und der Schlechteste braucht die größte Liebe.“

Schon als Diakon wurde Bonfilius im Innsbrucker Kloster Präfekt für die jungen Theologiestudenten. Diese vertrauten sich ihm gerne an und sagten über ihn: „Endlich jemand, der mit uns Fußball spielt!“ Denn Bonfilius spielte nicht nur gerne, sondern auch gut - und dies im Habit!

Wiederaufbau in Stein und in den Herzen

1991, nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs, war P. Bonfilius auf dem Höhepunkt seines fruchtbaren Wirkens, als Gott ihm völlig unerwartet eine neue große Aufgabe anvertraute. Das Servitenkloster in seiner ehemaligen Heimat Gratzen war nach den schlimmen Jahren seiner Zweckentfremdung als Grenzkaserne durch die Kommunisten dem Orden zurückgegeben worden und sollte nun wieder aufgebaut und mit neuem Leben erfüllt werden. So schwer es ihn ankam, P. Bonfilius verstand es als den Willen Gottes, sein geliebtes Tirol mit all seinen geistigen Kindern dafür zurückzulassen und trotz seines Alters, in dem manch anderer an einen ruhigen Lebensabend denkt, noch einmal bei Null anzufangen! Er meldete sich freiwillig und wurde im September des Jahres zusammen mit drei Mitbrüdern von den Ordensoberen in seine frühere böhmische Heimat gesandt, die er wegen des Eisernen Vorhangs 43 Jahre lang nicht mehr hatte betreten können.

Die Herausforderung war enorm: Die Klostergebäude waren derart verwüstet, dass sie praktisch unbewohnbar waren. Die Kosten für die Erneuerung konnte der Orden nur zum Teil übernehmen; zudem galt es, auch die Kirchen und Kapellen der fünf dazugehörigen Pfarreien und die Wallfahrtskirche Maria Trost in Brünndl zu restaurieren. So machte sich P. Bonfilius daran, in Österreich und Deutschland bei Freunden und vertriebenen Landsleuten unermüdlich um finanzielle Hilfe zu betteln. Vor allem aber musste nach 40 Jahren Kommunismus die geist-

liche Wüste in den Herzen der Menschen wiederbelebt werden - doch leider sprach der Pater kaum ein Wort Tschechisch. Mit seinen 65 Jahren und eisernem Willen begann er also, diese schwere Sprache zu erlernen, und kam dabei trotz der Unmenge von Arbeit in kurzer Zeit so weit, dass er sogar kleine Wortspiele zustande brachte. Scherzend sagte er: „*Die tschechische Sprache ist eine schöne Sprache. Sie hat (in der Grammatik) sieben Fälle, und ich bin der achte!*“ Anfangs entschloss er sich, „*zumindest jeden auf Tschechisch zu grüßen*“, und sein herzliches und lautes „*Grüß Gott! Pozdrav vás Pán Bůh!*“ war das wirksamste Mittel, um die Menschen wieder an Gott zu erinnern. Um die Seelen zu öffnen und aufzurichten, waren auch hier in Gratzen Freundlichkeit und aufopfernde Liebe der wunderbare Schlüssel. Einen wichtigen Teil seiner Mitarbeiter bildeten dabei die Jugendlichen, die P. Bonfilius, ebenso wie die Kinder, schon immer um sich hatte und die seinem jugendlich-fröhlichen Wesen so nahe waren. „*Wir alle sind Kinder*“, sagte er, „*und wir sind das ganze Leben lang Gottes Kinder, Gott hat uns gern.*“ Besonders am Herzen lag P. Bonfilius aber die Seelsorge an seinem geliebten Wallfahrtsort Maria Trost, zu dem immer mehr tschechische, österreichische und deutsche Ausflügler und Pilger fanden. Dort erfuhren sie, auch dank der Begegnung mit dem glaubensstarken Servitenpater, die tröstende, einende und heilende Gegenwart Mariens, der Mutter des Trostes. Bei all dem mühsamen Neuanfang schöpfte der „Diener Mariens“ vor allem aus

dem Gebet und aus seinem unerschütterlichen Vertrauen auf die Fürsprache der Gottesmutter. Diese natürliche Haltung konnte man von P. Bonfilius lernen. Auch halfen ihm sein Humor und seine Gabe, in allen Schwierigkeiten noch

etwas Gutes zu entdecken, um die eigene Last und die der anderen erträglicher zu machen. Nur wenige Menschen sahen ihn je traurig oder niedergeschlagen.

All der geistige und materielle Wiederaufbau kostete P. Bonfilius besonders innerlich manch hartes Opfer. So erblickte er bei einer seiner ersten Hll. Messen in Tschechien vom Altar aus jene Person, die seiner Familie in der Zeit der Vertreibung großes Leid zugefügt hatte: „Am liebsten wäre ich gleich nach Innsbruck zurückgekehrt, so stark war für mich der innere Kampf, gerade diesem Menschen aus ganzem Herzen zu verzeihen. Aber ich wusste, der Wille Gottes mit dem Kloster Gratzen kann sich nur dann verwirklichen ... wenn ich jetzt den ersten Schritt tue und Barmherzigkeit und Vergebung schenke ... Als ich mich durchgerungen hatte, ihm zu verzeihen, im selben Augenblick bekam ich wie als Geschenk neue Kraft, um mit Freude das beinahe aussichtslose Werk der Klosterrenovierung in Angriff zu nehmen!“

Der letzte tschechische Servit

P. Bonfilius' Vertrauen war von neuem herausgefordert, als er 2002 nach dem Tod des letzten Gratzener Mitbruders im Kloster allein blieb, da die Tiroler Ordensprovinz nicht mehr in der Lage war, „Verstärkung“ zu schicken. Der heiligmäßige Priester war bereit, sich bis zum Äußersten für die ihm anvertrauten Seelen einzusetzen, und mit seinen bald 80 Jahren war er oft noch bis Mitternacht auf. Selbst als bei ihm Anfang 2004 Lungen- und Knochenkrebs festgestellt wurde und er mehr und mehr auf ärztliche Hilfe und Pflege angewiesen war, arbeitete er ungebrochen weiter. Mit großem Vertrauen betete er gleichzeitig, dass die Mission die er hatte aufbauen

dürfen, doch weitergeführt werden könne. Und der Herr belohnte das Vertrauen des Paters. Auf seine Empfehlung hin und durch die Güte der Verantwortlichen, im Besonderen des Provinzials P. Andreas M. Baur und seines Nachfolgers P. Gottfried M. Wolff, entschloss sich die Tiroler Servitenprovinz, das frisch renovierte Kloster St. Peter und Paul unserer Gemeinschaft, der P. Bonfilius schon seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden war, zu schenken. Im August 2005 kamen die ersten Missionare der Familie Mariens nach Gratzen und übernahmen, wie als Ehrendienst, auch die Pflege dieses hochverdienten Priesters. Er war überglücklich!

Passive Aktivität eines großen Missionars

Für den „guten Sohn“ der Schmerzensmutter - dies ist die Bedeutung seines Namens Bonfilius - war bereits das Bett zum Altar geworden, von dem aus er seine großen Leiden Gott zum Opfer brachte und dabei auf betäubende Schmerzmittel verzichtete, um einen möglichst „klaren Kopf“ zu behalten. „Was bedeutet eigentlich krank, ohnmächtig sein?“, hatte er einmal in einer Predigt gefragt. „Man verfügt über keine Macht

und Kraft. Ein kranker Mensch ist deswegen für diese Welt uninteressant, denn er ist unproduktiv. Aber wenn man die Krankheit im Namen des Herrn annimmt und trägt, ist man sehr produktiv, für das Reich Gottes natürlich, und zwar sowohl hier als auch im Himmel.“ Dennoch war es für ihn, der zeitlebens so aktiv gewesen war, nicht immer leicht, seine fortschreitende Ohnmacht anzunehmen. Bis der

Kranke eines Tages unsere Missionare zu sich rief, um ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen: „*Ich habe verstanden*“, erklärte er, „*dass jetzt die Zeit gekommen ist, wo sich meine ‚Actio catholica‘, mein aktives Wirken, in die ‚Passio catholica‘ umgewandelt hat, in Leiden, das ich aus Liebe trage. Und ich habe verstanden, dass ich jetzt in den Schmerzen, in der Krankheit, in dieser Ohnmacht noch viel mehr wirken kann als in all den Jahren, in denen ich aktiv war.*“

Noch drei Tage vor seinem Heimgang spendete er mit Erlaubnis des Bischofs einem jungen Mann das Sakrament der Firmung. Am 11. Oktober 2005 fiel P. Bonfilius dann in Tiefschlaf, aus dem er erwachte, als man am frühen Nachmittag in seinem Zimmer die Hl. Messe zelebrierte. Nachdem er bei vollem Bewusstsein kommuniziert hatte, begann sein „letzter Kampf“. Mit einem Blick in Richtung des Allerheiligsten schenkte P. Bonfilius Gott sein reiches Leben zurück.

Täglich wurde im Zimmer von P. Bonfilius das Hl. Messopfer gefeiert, bei dem er vom Bett aus ergreifend innig konzelebrierte. Egal ob man den freudreichen oder glorreichen Rosenkranz mit ihm betete, immer war „sein“ Geheimnis „Jesus, der für uns gekreuzigt worden ist“.

Jugend des Lichtes

Einige Kilometer südlich der französischen Stadt Albi liegt mitten in der Natur Pratlong. Das malerische Dorf beherbergt die Evangelisationsschule „Jeunesse-Lumière“, „Jugend des Lichtes“, in der sich Jugendliche aus allen Kontinenten neun Monate lang für ein Apostolat unter Gleichaltrigen ausbilden lassen. Gründer dieser Initiative ist P. Daniel-Ange, der uns darüber berichtet, wie Gott ihn zu diesem Werk inspiriert hat.

Schon als Kind berufen

Daniel-Ange de Maupeou ist am 17. Oktober 1932 in Brüssel geboren. Die tiefgläubigen Eltern - seine Mutter war Belgierin, sein Vater Franzose - gaben ihren vier Jungen einen lebendigen Glauben und eine aufrichtige Liebe zu Jesus und Maria mit auf den Weg. Da der Vater in der Armee diente, wechselte die Familie häufig den Wohnort, ja sogar das Land. So lernte Daniel-Ange schon als Kind unterschiedliche Mentalitäten kennen, was seinen Horizont weitete und ihn auf seine spätere Aufgabe als Missionar für Jugendliche aus aller Welt vorbereitete.

Die Grundschule absolvierte er in einem Internat in der französischsprachigen Schweiz. Da er ja noch ein Kind war, litt er sehr unter Einsamkeit und konnte deshalb nur schlecht lernen. Deshalb hatte er in allen Fächern die schlechtesten Noten. Während des Zweiten Weltkrieges zog die Familie von Belgien nach Frankreich, in die Nähe von Lourdes, dann nach Korsika und später nach Grenoble. Seine letzten Schuljahre verbrachte Daniel-Ange auf einem Internat in England. Als er am 13. Juli 1946 nach einem langen Schuljahr endlich wieder zu Hause ankam und

auch sein Vater aus der französischen Kolonie Indochina zurückgekehrt war, feierten sie ein richtiges Familienfest. Weil dieser Tag für den 13-jährigen Daniel-Ange einer der entscheidendsten in seinem Leben werden sollte, lassen wir ihn selbst erzählen, was sich damals zutrug: „21.15 Uhr. Um dem Herrn zu danken, dass wir uns alle wiedersahen, versammelten wir uns, wie es bei uns jeden Abend üblich war, in der kleinen, strahlend weißen Hauskapelle, die dem Haus in Ephesus nachgebaut war, in dem Maria ihre irdische Pilgerschaft vollendet hatte. Wir waren immer überzeugt, dass die Gottesmutter hier in einzigartiger Weise gegenwärtig war. Zunächst beteten wir gemeinsam, dann sagte Papa: *„Jesus, wir haben Dir nun für alles gedankt, was uns am Herzen lag. Jetzt sprich Du zu uns.“* Alles waren still, um in unserem Inneren zu hören, was der Herr uns sagen wollte. Ganz unverhofft hörte ich in der Tiefe meiner Seele eine Stimme. Sie war zugleich stark und fein, aber sehr klar. Es war 21.33 Uhr. *„Daniel-Ange, willst du dein Leben mit Mir verbringen, dein ganzes Leben Mir schenken? Mich lieben und Mir helfen, die Welt zu retten? Willst du mit Mir arbeiten?“*

*I*ch erinnere mich an diesen Moment, als sei es gestern gewesen. Ein überwältigender Blitz, der jeden Augenblick meines Lebens beleuchtete. Es war unbegreiflich, dass Gott mich, einen schüchternen Jungen, der zudem in der Schule keine guten Noten hatte, in Seinen Dienst rufen wollte. Ich konnte es nicht fassen: Gott zählt auf mich! Ich bin für den Schöpfer wichtig! Er reduziert mich nicht auf meine Fehler! Zugleich erlebte ich eine unendliche Freiheit: Gott wird meine Entscheidung respektieren. Er drängt Sich nicht auf. Er ist ein wahrer Verliebter, der wohl die Liebe sanft in mir zu erwecken sucht, sie aber nie erpressen würde. Demütig, glühend hoffend wartet Er auf eine Antwort von mir, einem 13-jährigen Jungen. Der allmächtige Gott ist so anders, als ich Ihn mir vorgestellt hatte. Stundenlang habe ich geweint. Meine Eltern glaubten, mich verletzt zu haben. *„Nein, nein, das sind Freudentränen. Der Herr hat mich*

gerufen, und ich habe geantwortet: Adsum - hier bin ich.“ ‚Adsum‘ ist später das Motto unserer Gemeinschaft geworden.

Meine Mama erinnerte mich daran, dass ich ihr mit fünf Jahren einmal gesagt hatte: *„Ich weiß, was ich sein werde, wenn ich ein Mann bin. Ich werde der Freund Gottes sein.“* An diesem Abend ist Gott mein Freund geworden. Papa las mir die Stelle aus der Heiligen Schrift vor, wo der kleine Samuel mit seinen zwölf Jahren auf den viermaligen Ruf Gottes antwortete. Dann führte mich Papa hinaus, zeigte mir den Himmel und zitierte mir ein Wort aus dem Propheten Baruch: *„Sonne, Mond und Sterne, die bestellt sind, um als Leuchten zu nützen, gehorchen willig“* (6,59). Werde ich weniger großzügig sein als ein Stern?

*D*ie Stimme, die ich gehört hatte, war keine Illusion. Der Beweis dafür ist, dass sich mein Leben von diesem Tag an radikal geändert hat und dass ich bis zum heutigen Tag keine einzige Minute an meiner Berufung gezweifelt habe.

Mein Traum, im Sommer als Dirigent und im Winter als Ski-Champion zu arbeiten, war verflissen. Mit 16 Jahren lernte ich die Benediktiner von Clervaux in Luxemburg kennen. Die 70 Mönche, die dort lebten, beeindruckten mich sehr. Am liebsten wäre ich sofort bei ihnen geblieben, doch der Abt erlaubte es mir meines Alters wegen nicht. Während einer Romwallfahrt mit meinen Eltern konnte ich bei einer Audienz mit Papst Pius XII. den Heiligen Vater bitten, mir den sofortigen Klostereintritt zu erlauben. Doch er verwies mich darauf, dem Abt zu gehorchen und zu vertrauen. Die Zeit schien mir nicht zu vergehen, so sehr sehnte ich mich danach, endlich Mönch werden zu können.

Am 30. März 1950 durfte ich dann schließlich mit 17 Jahren bei den Benediktinern in Clervaux eintreten. Mama brachte mich ins Kloster. Als sie am Eingang ein Kreuz sah, sagte sie zu mir: *„Seinetwegen bist du geboren.“* Vor Glück habe ich die ganze Nacht geweint. Endlich war ich an dem Ort, wo ich mein ganzes Leben Ihm schenken wollte. Hier wollte ich bleiben bis zu meinem Tod. Doch es sollte ganz anders kommen.

„Die Jungfrau der Armen“ in Afrika

Die alte klösterliche Regel sah es vor, dass es in der ganzen Gemeinschaft nur einen Priester gab, der die Sakramente spendete. Alle anderen waren Mönche. Zwei Wochen nach meiner Ankunft erhielt ich meine erste ‚Kutte‘. Doch ich hatte eine derartige Abneigung gegen dieses Kleid, weil es schwarz war, dass ich mich nicht daran gewöhnen konnte. Nach eineinhalb Jahren bekam ich Depressionen, konnte kaum mehr essen und nicht mehr schlafen. Deshalb schickte mich der Abt nach Hause und schlug mir vor, Philosophie zu studieren. Das tat ich, und so lebte ich in einem Seminar in Aix-en-Provence. Jedoch fehlte mir das Kloster sehr.

Dann kamen die Pflichtjahre beim Militär, die ich als Zivildienstleistender ablegen konnte. In dieser Zeit wuchs in mir der Wunsch, eine kleine Gemeinschaft zu gründen, die als Einsiedler in sehr einfachen Verhältnissen ganz in der Stille auf dem Feld arbeiten würden. Zusammen mit vier meiner ehemaligen Mitbrüder begann ich in der Nähe von Bordeaux ein Eremitenleben nach dem Vorbild der Brüdergemeinschaft des sel. Charles de Foucauld. Wir nannten unsere kleine Gemeinschaft ‚*La Vierge des pauvres*‘, ‚*Die Jungfrau der Armen*‘. Der damalige Bischof von Bordeaux war ganz begeistert von unserem Lebensstil und sprach über uns. So kam es, dass der Abt mich auf Wunsch des Bischofs von Ruanda nach Afrika schickte mit dem Auftrag, auch dort eine solche Bruderschaft mit einem einfachen monastischen Leben zu gründen. 1958 verließ ich als 26-Jähriger schweren Herzens Frankreich. Doch verliebte ich mich schnell in das afrikanische Volk. Auf 2000 m Höhe bauten wir eine Kapelle zu Ehren der

Jungfrau der Armen, die für ganz Ruanda zur Gebetsstätte wurde. Zwölf Jahre lebte ich mit Leib und Seele für diese so lebensfrohen und offenen Seelen, die mein Leben zutiefst prägten. 1971 beim Generalkapitel in Frankreich wurde dann entschieden, mir nicht mehr die Erlaubnis zu geben, nach Ruanda zurückzukehren, mit der Begründung: ‚*Die Afrikaner sollten unter sich bleiben*.‘ Das war für mich ein Schock. Zurück in Europa, kam ich mir wie auf einem fremden Planeten vor. So viele Jugendliche, die mit ihrem Leben nichts anzufangen wussten, die ihr Glück in Drogen, Alkohol und Sex suchten, die sich gar das Leben nahmen, statt dem Leben zu dienen - so viel Dunkel! Wie war das möglich?

Ich brauchte Monate, um all das innerlich zu verarbeiten. In dieser Zeit begann ich neben meinem Theologiestudium in Freiburg in der Schweiz meine ersten Bücher zu schreiben. Durch einen französischen Priester lernte ich die charismatische Erneuerung kennen. Anfangs konnte ich mich gar nicht mit dieser Art anfreunden, war ich doch verliebt in die Stille. Doch am 11. Januar 1973 wurde ich bei einem Gebetsabend tief von der Gnade berührt und erlebte eine derart starke Ausgießung des Hl. Geistes, dass in mir ein Feuer zu brennen begann, das nie mehr erlosch. Meine Mitbrüder erkannten mich nicht wieder. Ich, der ich von Natur aus die Schüchternheit in Person war, ging in die Bars und sprach mit den Jugendlichen über Gott. Im Zug zeigte ich den Mitfahrenden meine Dreifaltigkeitsikone mit der Frage, ob sie wissen, wer das sei. Ich hatte nur noch eine Sorge: Wie kann ich den Jugendlichen unserer Zeit die Liebe Gottes bringen?

Aus der Einsamkeit zum Apostolat gerufen

Der Prior der charismatischen Gemeinschaft sandte mich deshalb 1975 für drei Monate in die Berge, um in der Stille zu erkennen, was Gott von mir wolle. Aus diesen drei Monaten wurden mehr als sieben Jahre. Vom Bischof hatte ich die Erlaubnis, das Allerheiligste in meiner Eremitage zur Anbetung aufzubewahren und täglich zu kommunizieren. Tag und Nacht fragte ich Gott: *„Was willst Du von mir? Was soll ich tun?“*

Unaufhaltsam wuchs in mir die Liebe zur Jugend, vor allem zu all jenen, die in einer Umgebung des Todes und der Hoffnungslosigkeit lebten. Und langsam, langsam bekam ich Klarheit: Ich sollte mein Leben der Zurückgezogenheit aufgeben und auf die Straßen hinausgehen, um zu den Jugendlichen von der Liebe Gottes zu sprechen. Nach einer Zeit des äußeren Apostolates würde ich mich wieder in die Einsiedelei zurückziehen, um mich im Gebet erneut von dieser Liebe erfüllen zu lassen.

Als mir sowohl mein Prior als auch der zuständige Bischof die Authentizität dieses Rufes bestätigt hatten, begann ich 1981 meine Mission. Er schlug mir jedoch vor, mich für diese Aufgabe zum Priester weihen zu lassen. Dieses unschätzbare Geschenk sollte ich von Papst Johannes Paul II. am Pfingstfest 1981 erhalten. Doch als dieser Tag kam, befand sich der Heilige Vater aufgrund des

Attentates noch in der Gemelliklinik. Er hatte an seiner Stelle Kardinal Gantin als päpstlichen Legaten mit der Weihe beauftragt. In seiner Botschaft an uns neugeweihte Priester ließ er uns wissen, dass er seine Wunden für uns aufopferte. So wurde mein Priestertum nicht nur aus dem Blut unseres Herrn Jesus Christus geboren, sondern auch aus dem Seines Dieners Johannes Paul II.

Die Liturgie hatte mich schon immer fasziniert. Es ist der Ort, an dem sich Himmel und Erde berühren. Und nun wurde Jesus auf mein Wort hin in der Hostie lebendig. Er ist so demütig, dass Er dem Priester gehorcht. Ich habe die Erfahrung gemacht: Nichts evangelisiert mehr als eine feierliche Hl. Messe, denn hier sind die Engel und die Heiligen, der ganze Himmel gegenwärtig. Die ganze Welt wollte ich mit dem Licht der eucharistischen Gegenwart erleuchten und dem Tod in all seinen Formen das Leben in Person gegenüberstellen. Meine Missionsreisen brachten viele Früchte, doch ich verstand dabei etwas sehr Entscheidendes: Die besten Apostel für die Jugend sind die Jugendlichen selbst. Ihr Zeugnis ist am stärksten, denn sie leben in der gleichen Situation wie jene, zu denen sie sprechen. Doch solche Missionare müssen ausgebildet sein, sie müssen authentisch sein, damit ihr Wort Kraft hat. Aus dieser Erfahrung entstand 1984 Jeunesse-Lumière, eine internationale Evangelisationsschule, die seit 1994 vom Erzbischof von Albi kirchlich anerkannt ist.“

P. Daniels größte Leidenschaft ist Jesus in der Hl. Eucharistie. „Den lebendigen Gott anbeten und Seine Liebe preisen ist das Höchste, was der Mensch hier auf Erden tun kann. Dann aber heißt es auch, sich für diese Liebe einzusetzen: das Leben zu retten, wo es bedroht ist, die Liebe zu schützen, wo sie ihrer Werte entleert wird, Gebete aufzuopfern, wo Gott an den Rand gedrängt wird, die Freude Gottes zu bringen, wo sie begraben ist.“ Das sind die Hauptaufgaben, die P. Daniel-Ange heute als äußerste Notwendigkeit sieht, wenn man für das Reich Gottes arbeiten möchte. Und immer: in der Kirche, mit Maria, der Mutter des Lebens, und allen Engeln und Heiligen.

*Für mich ist die Hl. Eucharistie das Herz meines Herzens,
das Leben meines Lebens. Wenn ich Ihn in einer Prozession hinaustragen möchte,
so lässt Er über Sich verfügen. Er verfügt aber auch über mich,
denn mein Leib und meine Seele sind dem Herrn geweiht.
Ich kann nicht mehr tun, was ich möchte, ich tue, was Ihm Freude macht.
Jeder spricht zum anderen: „Ich schenke mich Dir mit Leib und Seele.
Ich gebe mich Dir hin, verfüge über mich nach Deinem Wohlgefallen!“
Das sind keine leeren Worte, keine Theorie.
Blickt auf zu Ihm, und euer Gesicht wird leuchten“, Psalm 34,6,*

ruft P. Daniel-Ange den Jugendlichen zu.
Und sie können in seinem Antlitz sehen,
dass es wahr ist, was er ihnen sagt.

Eine Gebets- und Lebensschule

*E*igentlich ist *Jeunesse-Lumière* vor allem eine Gebets- und Lebensschule. Jugendliche aus allen Ländern im Alter von 18 bis 30 Jahren schenken dem Herrn neun Monate ihres Lebens, um intensiv in Gemeinschaft zu beten, für die Evangelisation unter der Jugend ausgebildet zu werden und das geschwisterliche Leben nach den Grundsätzen des Evangeliums zu lernen.

Da man nur bezeugen kann, was man selbst erlebt hat, geht es in dieser Schule nicht in erster Linie um Kenntnis, sondern vor allem um Erfahrung: Erfahrung mit Gott und Erfahrung eines Lebens in Gemeinschaft. Für die Zeit des gemeinschaftlichen Lebens entscheiden sich alle zu einem Zölibat der Liebe und einem Leben in Keuschheit. Man sieht im anderen einen Bruder und eine Schwester, der man mit Achtung und in Freiheit begegnet. Viele Jugendliche erfahren dadurch Heilung und erlangen eine reife Liebesfähigkeit, in welchen Lebensstand sie dann auch immer gerufen werden.

Alle drei Monate sendet der Bischof die Jugendlichen in verschiedene Länder in die Mission. Für zwei Wochen gehen sie in Schulen, Gefängnisse, Waisenhäuser oder Altenheime und geben Zeugnis von ihrem Glauben. Sie sprechen auch auf der Straße von der Freude, mit Jesus zu le-

ben. Den Reichtum, den sie bekommen haben, tragen sie auf diese Weise in die Welt. Nadine aus der Schweiz, die im Jahr 2012 ihr Sabbatjahr bei *Jeunesse-Lumière* gemacht hat, erzählte uns:

„Für mich waren diese neun Monate die bisher schönste Zeit meines Lebens. Mit anderen Jugendlichen zusammenzuleben, zusammen zu beten und das gleiche Ziel vor Augen zu haben, ist etwas Wunderbares. Das Gebet gab mir viel Liebe und einen starken Frieden, den ich nie mehr verlieren möchte. Man kann sich dort so schnell mit dem Herrn verbinden. Es war für mich der Himmel auf Erden.“

Ehemalige Jugendliche haben mittlerweile bereits Tochtterschulen nach dem Vorbild von *Jeunesse-Lumière* gegründet: 2004 wurde in Lodz, Polen, die erste Schule unter dem Namen „*Kinder des Lichtes*“ geboren; in der Nähe von Florenz gründete der Priester Gianni Castorani die erste italienische Evangelisationsschule „*Sentinelle del mattino di Pasqua*“, „*Wächter des Ostermorgens*“, und zurzeit bereitet P. Cyril eine Gründung in Benin, Afrika, vor. Das alles verdankt die Kirche und Welt dem Jawort eines Mannes, Daniel-Ange, der schon als Kind auf den Ruf Gottes geantwortet hat: *ADSUM, hier bin ich, Herr, sende mich!*

„Für mich ist Daniel-Ange ein heiligmäßiger Priester. Sein Herz schlägt für uns Jugendliche. Er macht fast jeden Scherz mit und ist so fröhlich. Vor allem möchte er uns immer zur Quelle führen, zu Jesus. Ich glaube, kein Wort aus der Heiligen Schrift charakterisiert ihn so gut wie dieses: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich gelangen.‘ Ständig wiederholt er im Gebet: ‚Jesus ... Jesus ... Jesus.‘ Ich habe ihn stundenlang, sogar nächtelang vor dem Allerheiligsten beten sehen. Man meint, er wird dabei nie müde - und das mit 81 Jahren! Ja, er tut alles, um Seelen zu retten“, so Nadine.

Seit der Gründung 1984 haben fast tausend Jugendliche dem Herrn ein Jahr ihres Lebens geschenkt und sich in der Evangelisationsschule Jeunesse-Lumière formen lassen. 88 Paare haben sich gefunden und geheiratet, 34 Priester und zwei Diakone fanden während dieser Jahre ihre Berufung, 55 Jugendliche leben heute als Brüder und Schwestern in religiösen Gemeinschaften, und 15 Seminaristen sind in Ausbildung.

„Öffne mir die Portale!“

Den südfranzösischen Pfarrer Michel-Marie Zanotti-Sorkine kennt man hierzulande kaum. In seiner Heimat dagegen hat er Aufsehen erregt, da es ihm in wenigen Jahren gelang, seine mitten in der Hafenstadt Marseille gelegene Pfarrei von Grund auf zu erneuern. Er ist ein ermutigendes Beispiel, das zeigt, wie Neuevangelisierung heute dort möglich ist, wo sie mittlerweile am nötigsten ist: in den Pfarreien selbst. Es genügt, ein wahres Hirtenherz zu haben.

Michel-Marie Zanotti-Sorkine wurde 1959 in Nizza als Sohn eines Polizisten italienisch-korsischer Abstammung und der Tochter eines russischen Einwanderers geboren. Die Eltern waren ihm große Vorbilder. Sie praktizierten selbst zwar nicht, erzogen ihn und seinen älteren Bruder aber mit viel Liebe zu sehr rücksichtsvollen und reifen Persönlichkeiten und förderten deren katholisches Glaubensleben. In jungen Jahren lernte Michel-Marie durch seinen Pfarrer die Spiritualität der Salesianer Don Boscos kennen, erhielt darin seine geistliche Formung und den Grundstein zu einer großen Marienliebe und verspürte mit acht Jahren bereits seine Berufung zum Priestertum. Mit 13 Jahren verlor er früh seine Mutter. Den Ruf Gottes bewahrte er tief im Herzen, auch wenn er als 21-Jähriger zunächst

eine künstlerische Laufbahn einschlug. Ermutigt von namhaften Liedermachern ging er nach Paris, um dort acht Jahre lang als Komponist und Sänger in verschiedenen Kabaretts und Pianobars aufzutreten. Es war eine glückliche Zeit, doch entschied er sich mit 28 Jahren, bestärkt durch den Rat zweier Geistlicher, seine Karriere aufzugeben, um schließlich Priester zu werden. Es war für ihn jedoch nicht einfach, seinen Platz zu finden! Er trat in den Dominikanerorden ein, wo er vier Jahre blieb und studierte. Dann aber, hingerissen vom Leben des hl. Maximilian Kolbe, wechselte er für weitere vier Jahre zu den Franziskanern. 1997 endlich entschloss er sich, Weltpriester zu werden, und empfing zwei Jahre später, mit 40 Jahren, durch den Erzbischof von Marseille die Priesterweihe.

In den Jahren als Künstler im Pariser Nachtleben begegnete Michel-Marie unzähligen Menschen, die scheinbar weit weg von Gott, aber voll Sehnsucht nach Wahrheit und Liebe waren. Bei seinen allabendlichen Auftritten hatte er immer eine kleine Statue der Gottesmutter auf dem Klavier stehen; und wenn sich manche Gäste zu ihm setzten, um seiner Musik aus der Nähe zu lauschen, dann drehte er ihnen die Statue oft mit dem Gesicht zu und sagte: „Heute Abend ist das für sie!“ Nie zeigte sich jemand über diese Geste ablehnend. Die Erfahrungen jener Zeit prägten sehr seine Art, wie Père Michel-Marie heute als Priester auf die Leute zugeht, im Beichtstuhl auf sie eingeht. Außer dem Einsatz seiner ausdrucksstarken Stimme während der Liturgie komponiert er immer noch Lieder, durch die er in den Herzen den Durst nach der unendlichen Liebe Gottes wecken will. In Paris lernte Michel-Marie viele Aidskranke kennen, von denen er einige bis zu ihrem Tod begleitete. Für sie verfasste er später ein marianisches Gebet, das mit dem Segen Papst Johannes Pauls II. weltweite Verbreitung erfuhr.

„Ich glaube, wir müssen wieder zu einer ganz einfachen Art der Ausbreitung des Christentums zurückkehren: durch die Liebe, durch die Verfügbarkeit, durch die Anpassungsfähigkeit an die verschiedenen Situationen. Durch ein tiefes Verständnis mit einem ganz übernatürlichen Blick, was der Mensch ist, indem wir beten, beten! Das ist ja das Herz dieser Angelegenheit ... wir sind ja nur Mittler.“

„Hier gibt es nicht viel zu tun!“

Der Erzbischof vertraute Père Michel-Marie 2004 die Pfarrei des hl. Vinzenz von Paul an, deren imposante neugotische Kirche im Zentrum von Marseille steht. Zu diesem Zeitpunkt gab es in der Pfarrei, wenn man so will, kaum mehr Leben. Mitten im moslemischen Viertel der Stadt, lag der Einwohneranteil der praktizierenden Katholiken unter einem Prozent. In den 80er Jahren hatte man überlegt, die Kirche sogar abzureißen! Von Dezember bis März war das Gotteshaus geschlossen; in den übrigen Monaten stand es zwar offen, doch fanden hier Hll. Messen nur an den Hochfesten statt, sonst in der Krypta, in der an Festtagen etwa 100 Personen zusammenkamen, sonntags vielleicht 50 oder manchmal nur zehn. Werktagsmessen gab es keine. Père Michel-Marie erinnert sich: *„Als mein Vorgänger erfuhr, dass ich zum neuen Pfarrer ernannt worden war, sagte er mir: ‚Was schickt man dich hierher, da gibt es nicht viel zu tun!‘ Doch der Erzbischof, Kardinal Panafieu, der, wie ich weiß, zwei Jahre lang über dieses Vorhaben nachgedacht hatte, sagte zu mir: ‚Ich zähle auf dich! Öffne mir so weit als möglich die Gitter und Portale dieser Kirche!‘“*

Sicher ist die Situation der katholischen Kirche in Frankreich äußerlich in manchen Dingen anders, als wir es in den deutschsprachigen Ländern kennen. Vor allem gibt es keine Kirchensteuer, wodurch den Diözesen wesentlich weniger Geld zur Verfügung steht als bei uns; dafür gehören die meisten Kirchengebäude dem Staat, der für deren Erhalt aufkommen muss. Doch nach innen sind die Herausforderungen in etwa dieselben: Glaubensschwund und religiöse Unwissenheit, die große Masse derer, die der Kirche gleichgültig, misstrauisch oder gar enttäuscht gegenüberstehen, Pfarrer, die resignieren oder die Lösung in allzu menschlichen Initiativen suchen ...

So können auch wir vom Beispiel dieses mutigen, heute 54-jährigen Pfarrers in Frankreich lernen. Wie ist er unter diesen extrem schwierigen Umständen ans Werk gegangen? Im vergangenen März durften wir Père Michel-Marie treffen und waren überrascht, trotz seiner Künstlervergangenheit und der zahlreichen Publikationen der letzten Jahre bei aller Entschlossenheit einem demütigen und fast scheuen Priester zu begegnen.

Mit großem Vertrauen

*P*ère Michel-Marie kannte die Situation in seiner neuen Pfarrstelle nicht im Einzelnen. Deshalb gab man ihm noch in seiner bisherigen Pfarrei den üblichen Rat, sich ein Jahr lang erst alles anzusehen und keine Änderungen vorzunehmen ... Doch trieb unseren Priester eine unerklärliche Kraft, intuitiv genau das Gegenteil zu tun: Er entwarf ein detailliertes Programm, wie das Pfarrleben in St. Vinzenz von Paul künftig aussehen sollte! „*Ich denke*“, meint Père Michel-Marie, „*Jesus hat mir da gesagt: ‚Wenn du mit den Änderungen nicht sofort beginnst, wirst du sie später nicht mehr durchführen können!‘*“

Das Erste, was der neue Pfarrer also seit seiner Ankunft im September 2004 tat, war, die Kirche wieder zu öffnen, und zwar zwölf Stunden am Tag. „*Ich kündigte an, dass die Hl. Messe in Kürze täglich und in der großen Kirche gefeiert werde, nicht mehr in der gut heizbaren Krypta ... es war aber bitter kalt!*“ Unverzüglich machte sich Père Michel-Marie daran, den Tabernakel zu reinigen. Dann putzte er mit Hilfe freiwilliger Helfer während mehrerer Wochen die ganze Kirche. Er stellte die Gottesmutter in die Mitte, indem er die Ikone „*Unserer Liebe Frau von der Immerwährenden Hilfe*“, die unbeachtet an einer Säule hing, über seinem Priestersitz am rechten Pfeiler im Presbyterium anbrachte. „*Am Anfang standen also ein sehr großes Vertrauen in Jesus und Maria und*

viel, viel Arbeit. Ich habe sofort begonnen, Entscheidungen zu treffen, aber natürlich erst nach und nach.“

Wie haben die Menschen auf diese Änderungen reagiert? „*Ich habe mich bemüht, sehr gutig zu den Einzelnen zu sein, ich habe niemanden nach Hause geschickt und zu keinem gesagt: ‚Gute Frau, hören Sie auf damit!‘ ... Mit den Monaten habe ich versucht, allen verständlich zu machen: ‚Wenn wir auf diesem Weg weitergehen, können wir die Pfarrei in fünf Jahren schließen.‘ Denn das war sicher! ... Doch gab es da etwas Geheimnisvolles: Anfangs hat sich niemand beschwert. Denn sofort kamen etwa 250 Menschen zur Sonntagsmesse! Meine Mitbrüder meinten: ‚Mach dir keine Hoffnungen, das ist nur der Neuigkeitseffekt, in zwei Wochen bist du wieder bei deinen 50.‘ Doch sind wir nie mehr zu dieser kleinen Zahl zurückgekehrt. Der Zustrom der Gottesdienstbesucher nahm immer mehr zu ... Gott hat mir durch verschiedene Zeichen auch zu verstehen gegeben, dass ich weitermachen musste ... Inmitten von all dem aber gab es viele Leiden, viele und sehr schwere Prüfungen, die eigentlich bewirkten, dass die Fruchtbarkeit der Arbeit gesichert war. Ja, in gewisser Weise waren sie notwendig, aber wenn du mitten drin stehst, empfindest du sie als ungerecht. Es ist überaus schmerzlich, und ich wünsche diese Erfahrung niemandem.*“

Bevor Michel-Marie mit 21 Jahren Nizza verließ, suchte er - nur ein halbes Jahr vor deren Tod - die bekannte französische Mystikerin Marthe Robin auf. Er wollte sie um Rat fragen und legte ihr seinen Plan vor, als Musiker nach Paris zu gehen und dort gleichzeitig, im Blick auf seine Priesterberufung, ein theologisches Fernstudium zu beginnen. Im Lichte Gottes bestätigte ihm Marthe sein Vorhaben, sagte ihm aber, was seinen Weg zum Priestertum anging, voraus: „*Sie werden viel Zeit brauchen!*“ Tatsächlich sollte er erst 19 Jahre später die Priesterweihe empfangen.

Im Dienst der Gegenwart Gottes

Wenn man eine Kirche betritt, muss man von der Schönheit des Raumes ergriffen sein, seine Sakralität spüren können“, sagt Père Michel-Marie. Deshalb stand für den neuen Pfarrer eine gründliche Reinigung der vernachlässigten Kirche ganz am Anfang. „Die Gegenwart Christi im Tabernakel erfordert diese absolute Sauberkeit!“ Er machte die Sakristei wieder zu einem wahren Ort der Stille und Sammlung. Er ließ die liturgischen Geräte reinigen und neu vergolden, neue Paramente und Altardecken anfertigen. Im Dienst am Geheimnis der Gegenwart Gottes und der Hl. Messe bekommt alles Schöne seinen Sinn. Das spüren die Menschen, und so fehlte es auch in Zeiten der Finanzkrise nicht an Wohltätern, deren Herz Gott durch die Gnade öffnete. „Gott gibt da, wo Er geehrt wird“, weiß der Priester aus Erfahrung. Dem Geheimnis der Hl. Messe und der Schönheit der Liturgie gibt Père Michel-Marie maximalen Raum. „Sie muss das Herz berühren.“ Er lässt sie für sich sprechen, ohne einleitende Worte und eingeschobene Erklärungen. Dafür ist jede seiner Gesten ruhig und betont, sein Blick verrät Sammlung und liebendes Bewusstsein dessen, was er vollzieht. Die Musik trägt das ihre dazu bei. So erlebt sich die Gemeinde durch den Priester in die Welt Gottes hineingenommen. Und so ist die Kirche zur Sonntagsmesse seit Jahren mit 700-800 Gläubigen aus ganz Marseille und anderen Städten, Menschen jeden Alters, aller sozialen

Schichten und jeder Hautfarbe, überfüllt! Schon eine halbe Stunde vor Messbeginn ist die Hälfte der Bänke gut gefüllt, und es herrscht andächtige Stille. Die Predigt ist für Père Michel-Marie allein das Mittel während der Hl. Messe, um einen direkten und sehr familiären Kontakt zu den Menschen herzustellen. Viele kommen nur, um seine kraftvollen Predigten zu hören, die leicht verständlich, tief und im Alltag gut anwendbar sind. Wichtig ist dem Pfarrer, die Gottesdienstbesucher nach der Sonntagsmesse draußen vor dem Portal alle (!) persönlich mit einem freundlichen Wort zu verabschieden.

„Wenn Sie so wollen, gibt es bei uns nichts Besonderes, es gibt keine Gruppen, keine Bewegungen: Alles geschieht um die Hl. Messe, die Hl. Beichte und den persönlichen Kontakt herum.“ Nicht einmal Sitzungen gibt es. Alles Nötige bespricht Père Michel-Marie mit den jeweiligen seiner etwa 60 ehrenamtlichen Mitarbeiter meist beim gemeinsamen Frühstück oder Mittagessen. Es herrscht eine fruchtbare, vertrauensvolle Atmosphäre. „Die Organisation einer Pfarrei“, erklärt Père Michel-Marie, „muss dem Leben in einer Familie gleichen, wo jeder seine Rolle erfüllt. Man darf nicht die Mission des Priesters mit den Aufgaben der Laien vermischen, da sie unterschiedlicher Natur sind.“ Darin ist er sich mit seinen Gläubigen einig.

Im Talar auf der Canebière

Der Talar ist für Père Michel-Marie seine „Arbeitskleidung“, die ihm erlaubt, gerade mit Menschen in Kontakt zu kommen, die gewöhnlich nicht zur Kirche gehen. Er ist überzeugt: „Jeder hat ein Recht darauf, den Priester zu erkennen. Der Dienst, den wir tun, ist so wesentlich für das Heil der Menschen, dass unsere Sichtbarkeit zum wirksamen Mittel

wird, der übernatürlichen Welt zu begegnen ... In einer Welt, die Gott zurückweist, sind diese starken Zeichen nötiger denn je.“ Wenn er allmorgendlich um acht Uhr die Kirche aufgesperrt und Beichte gehört hat, geht er frühstücken, jedoch nicht in seine Wohnung, sondern hinaus auf die Canebière, eine der belebtesten Einkaufsstraßen, trinkt in einer der Bars einen

Kaffee, spricht mit den Leuten, lädt jemanden auf ein Croissant ein. *„Durch den einfachen menschlichen Kontakt können wir viele Vorurteile in den Köpfen der Menschen abbauen, die sie hindern, etwas von der Kirche zu erwarten. Zum Beispiel, die Kirche sei reich und würde sich in ihr Leben einmischen, die Priester seien nicht fähig, bescheiden zu leben ...“* So verbringt der Pfarrer im Talar täglich bewusst einige Zeit auf der Straße unter den Leuten, auf der Post oder beim Zeitungsverkäufer. Auch der Kontakt zu den Muslimen ist sehr freundschaftlich. *„Hier auf der Canebière kennt mich jeder ... Und wenn einer ein Problem hat, kommt er zu mir ... Denn die Menschen wissen, dass der Pfarrer vor der Abendmesse wieder im Beichtstuhl und danach in seinem Sprechzimmer neben der Sakristei bis 22 Uhr für jedermann verfügbar ist! ... Der Weltpriester ist wie eine mütterliche Gegenwart in der Gesellschaft, wie eine Familienmutter, die einfach da ist und alles liegen und stehen lässt, wenn ihr Kind Hilfe bei den Mathehausaufgaben braucht ... Das erfordert eine große Verfügbarkeit, aber ich meine, es zahlt sich aus. Doch geht*

es hier nicht um eine pastorale ‚Methode‘, diese Bereitschaft muss aus tiefstem Herzen kommen.“

Ein Grund für seine volle Kirche ist sicher auch der missionarische Eifer der Gläubigen, die Freunde und Bekannte, die „auf der Suche“ sind, einladen, nach St. Vinzenz von Paul mitzukommen. *„Ich sage ihnen immer: ‚Seid Hirtenhunde, die die Schafe suchen und sammeln.‘ Und sie bringen enorm viele Leute herbei.“* Doch sind es auch viele, die dank einer „zufälligen“ Begegnung mit Père Michel-Marie auf der Straße, dank seiner sichtbaren Präsenz und übernatürlichen Güte, die er ausstrahlt, wieder in die Kirche zurückgefunden haben. *„Und das zählt für mich viel: Leute, die 40, 50 Jahre nicht zur Hl. Messe gegangen sind und jetzt plötzlich da sind.“* So kommt es nicht von ungefähr, dass es in der Pfarrei sehr viele Taufen gibt, 2012 waren es 171, davon viele Erwachsenentaufen. *„Ich habe“,* so der Pfarrer, *„einen 91-jährigen Mann getauft und ihn vor der ganzen Gemeinde gefragt: ‚Wollen Sie ein Kind Gottes werden?‘ Er antwortete mir: ‚Ja, ja!‘ Er kam in Hausschuhen. Das war sehr, sehr schön, alle haben applaudiert.“*

Mein Geheimnis

Hinter all dem Aufblühen steht, als Geheimnis des Père Michel-Marie, die diskrete und zugleich starke Gegenwart der Gottesmutter. *„Denn ohne sie“,* davon ist er überzeugt, *„wird alles kirchliche Leben garantiert steril ... An ihr entscheidet sich alles.“* Nachdem er ihre Ikone an zentraler Stelle in der Kirche angebracht hatte, weihte der Pfarrer bald darauf seine ganze Pfarrei dem Unbefleckten Herzen Mariens, die in seiner Kirche auch unter dem schönen Titel „Unsere Liebe Frau von der Allmacht“ verehrt wird. Er führte ein, dass täglich drei Rosenkränze gebetet werden, einer zu Mittag, einer abends vor dem ausgesetzten Allerheiligsten, geleitet von den Jugendlichen, zu dem mittlerweile 150-200 Menschen kommen, und der dritte nach der

Abendmesse. *„Und seitdem“,* versichert Père Michel-Marie, *„schwimmen wir in Gnaden! Versucht es nur, und ihr werdet sehen! ... Auf Dauer ist der Segen, der auf der Pfarrei ruht, ‚kein Wunder‘, das kommt nicht von dem armen Pfarrer, sondern von Maria, die da ist und will, dass wir weitermachen.“*

Seitdem Père Michel-Marie die Gottesmutter in seiner Jugendzeit durch die Salesianerpatres entdeckte, hat sich seine Liebe zu ihr immer mehr entfaltet, *„auf sehr starke und lebendige Weise ... Es ist ein gemeinsames Leben mit ihr geworden. Ich spreche mit ihr, wir arbeiten zusammen, alles in großem Vertrauen ... Auch ist es eine höchst missionarische*

Verehrung: sie bekannt machen als den Weg, um zu ihrem Sohn zu gelangen. Ich denke, der Grund, weshalb die Evangelisation nicht vorankommt, ist, dass man Maria nicht kennt.“

So sieht Père Michel-Marie als „Haupttriebkraft“ der Erneuerung: Maria, die Hl. Messe und

ein sichtbares und mit ganzer Hingabe gelebtes Priestertum. „*Von Gott muss alles ausgehen: Die Zukunft der Kirche wird über die Erneuerung des Priestertums führen.*“

Quelle: Michel-Marie Zanotti-Sorkine,
Homme et prêtre, éd. Ad Solem

Père Michel-Marie: „Es ist mein kleines Geheimnis. Wir müssen verstehen, wie wichtig die Gottesmutter in unserem Leben ist und dass sie uns führt, wenn wir mit ihr leben ... Sie ist ja unsere Mutter, die universale Mutter der ganzen Menschheit ... Wenn wir bei ihr sind, sind wir im Hl. Geist, der in Fülle in ihr lebt, und dann wissen wir, wie wir leben und was wir tun sollen ... Ich sage euch das als mein Geheimnis: mit ihr sein, mit ihr reden ... Sie ist bei uns, auch wenn wir sie nicht sehen.“

Im Land der Morgenstille

Weil der nordkoreanische Diktator Kim Jong-un seit Wochen wüste Drohungen gegen Südkorea und den Westen ausstößt, blickt zurzeit alle Welt mit wachsender Sorge auf die koreanische Halbinsel. Hingegen weiß kaum jemand, auf welchen abenteuerlichen Wegen der Glaube vor knapp 230 Jahren in Korea Einzug hielt. Dabei sind Anfang und Ausbreitung des Christentums im „Land der Morgenstille“ so einzigartig, dass es in der gesamten Kirchengeschichte nichts Vergleichbares gibt!

*J*ahrhundertlang durfte kein Fremder Korea betreten und kein Einheimischer das Land verlassen, außer der Gesandtschaft, die alljährlich die mühsame, drei Monate dauernde Reise nach China antreten musste, um dem Kaiser in Peking zu huldigen und den fälligen Tribut zu entrichten. Allerdings bot sich am Kaiserhof auch die einzige Möglichkeit, mit neuen Errungenschaften und fremdem Gedankengut westlicher Länder in Berührung zu kommen.

So gelangte im 18. Jh. mit anderen christlichen Büchern auch „Die wahre Lehre über den Herrn des Himmels“, ein Werk des großen italienischen Jesuiten und Chinamissionars Matteo Ricci, zu Gelehrten nach Korea.

Um die neue christliche Lehre Tag und Nacht gründlich und ungestört studieren zu können, zogen sich die konfuzianischen Intellektuellen, anfangs aus Neugier und dann mit wachsender Begeisterung für die neue Religion, manchmal wochenlang in die Einsamkeit der Berge zurück. Um weitere Auskünfte über das Christentum zu erhalten, schickten sie 1783 Seunghun Lee, einen von ihnen, mit der Jahresgesandtschaft nach Peking. Sogleich suchte er die katholischen Missionare auf, und nach mehreren Monaten intensiven Unterrichts empfing er 1784 als erster Koreaner die Hl. Taufe. Weil dieses Ereignis als Geburtsstunde und Grundstein der Kirche Koreas angesehen wurde, erhielt Seunghun Lee den Namen „Petrus“, der „Fels“.

Noch im selben Jahr kehrte der begeisterte Neuchrist in seine Heimat zurück, wo er heimlich ein reges Apostolat begann. In einem Brief schrieb Petrus später: *„Ich empfand es sofort als meine vorrangige Pflicht, meine Religion ... allen Verwandten und Freunden zu predigen.“* Tatsächlich ließen sich viele für den Glauben gewinnen und wurden ihrerseits bei Bekannten rasch zu glühenden Kündern der Frohen Botschaft. Diese wiederum warben in ihren Kreisen für das Evangelium, so dass sich die Lehre Jesu, einzig und allein durch Laien, wie ein Lauffeuer überall im Land ausbreitete. Petrus schrieb: *„Bald hatten etwa tausend den Glauben angenommen, und weil sie so inständig um die Taufe baten, begann ich entsprechend dem Ritus, den ich bei meiner Taufe in Peking erlebt hatte, zu taufen.“*

Die lebendige Untergrundkirche, die treu nach dem Vorbild der urchristlichen Gemeinde lebte, musste zehn Jahre warten, bis 1795 endlich der erste Priester, der chinesische P. Jakob Chou Moon-Mo, das Land heimlich betreten konnte. Obwohl kein Missionar je zuvor hier gewirkt hatte, fand er höchst erstaunt bereits 4000

Christen vor! Ergriffen zelebrierte er für sie das erste Hl. Messopfer auf koreanischem Boden und spendete ihnen die Hl. Erstkommunion. Seine Seelsorge blieb den Behörden natürlich nicht verborgen, die den Christenglauben von Anfang an brutal verfolgt hatten. Um jeden Preis wollte man den chinesischen Priester fassen, dem es in sechs Jahren gelang, die Zahl der Katholiken in Korea zu verdoppeln. Als P. Jakob 1801 öffentlich hingerichtet wurde, reihte er sich unter die 10 000 (!) koreanischen Märtyrer ein, die im 19. Jh. ihr Blut für den Glauben vergießen sollten. Ihre Standhaftigkeit und ihr tapferes Sterben wurden Tausenden zum Vorbild, so dass die koreanischen Christen unaufhörlich an Zahl zunahmen, obwohl sie mehrmals über Jahrzehnte hinweg ohne Priester die Treue bewahren mussten.

Zu Recht sagte Papst Johannes Paul II. 1989 beim denkwürdigen zweiten Besuch in Seoul zur Jugend: *„Eure Märtyrer, viele von ihnen in eurem Alter, waren stärker in ihren Leiden und ihrem Sterben als die Verfolger in ihrem Hass und ihrer Gewalt.“*

Anlässlich der 200-Jahrfeier der koreanischen Kirche besuchte Papst Johannes Paul II. 1984 erstmals das „Land der Morgenstille“ und sprach in Seoul 103 koreanische Märtyrer heilig. Unter ihnen war auch der erste koreanische Priester, Andreas Kim (1821-1846), der zum Patron der koreanischen Geistlichen wurde.

Auch das ist Evangelisation! *Myeong-Dong-Immaculata-Kathedrale*

Ok-soon Francesca, die Mutter unserer koreanischen Sr. Marianna, ließ sich 2012 für das Jahr des Glaubens in ihrer Heimatstadt Seoul zu etwas sehr Schönerem inspirieren.

*F*ines Tages sagte ich mir beim Beten: *„Du musst etwas in deinem Glaubensleben ändern!“* Ja, tatsächlich war ich eine recht mittelmäßige Katholikin, die lebte, wie sie wollte, und gekonnt dem Opfer auswich. Und dies, obwohl

ich mit meinem Mann Chung-hae, nur wenige Meter von unserem Hochhaus entfernt, jeden Tag in die Pfarreimesse ging! Rückblickend denke ich, es war eine große Gnade, als plötzlich in mir diese unerwartete Sehnsucht aufbrach, ein ganz neues, gottwohlgefälliges Leben führen zu wollen.

Um Jesus meinen guten Willen zu beweisen, entschloss ich mich, einen konkreten Akt der Liebe zu setzen, indem ich Ihm bewusst die ersten

Stunden eines jeden Tages schenkte. In meinem Elan gewann ich sogar meinen Mann dafür, mich ab jetzt auf meiner täglichen Wallfahrt in die berühmte Myeong-Dong-Kathedrale im Zentrum Seouls zur Morgenmesse zu begleiten. In der Krypta, bei den Märtyrerreliquien einiger hl. koreanischer Priester und französischer Korea-Missionare, findet nämlich jeden Tag um 6.30 Uhr eine Hl. Messe mit anschließender stiller Anbetung vor dem ausgesetzten Allerheiligsten statt.

Nun brechen wir seit einem halben Jahr gemeinsam Tag für Tag um 5.45 Uhr auf, um nach 40-minütiger Metrofahrt mitten im Großstadtgetriebe an diesem ruhigen, ganz besonderen Gnadenort Jesus zu empfangen und anzubeten. Danach geht mein Mann an seine Arbeit als Webdesigner, und ich beginne, wiederum nach 40 Minuten Metrofahrt, die Hausarbeit.

Auch wenn das Frühaufstehen und die lange Fahrt anfangs mühsam waren, so ist dies nichts

im Vergleich zu den Gnaden, die wir seither empfangen durften. Das Schönste dabei ist der innere Wandel meines Mannes. Hatte er früher am Ende der Pfarreimesse immer sofort die Kirche verlassen, um sich draußen zu unterhalten, so bleibt er, ein Konvertit, jetzt in der Kathedrale nach dem Gottesdienst mit mir in unserer Anbetungsstunde, ohne sich der Zeit überhaupt bewusst zu werden. Auch gab er mir ein Buch mit Anregungen zur Anbetung bald zurück und sagte lächelnd: „*Weißt du, ich spreche lieber persönlich mit Jesus!*“ Anfangs wusste ich nicht, wem ich den täglichen Ablass schenken soll, den ich im Jahr des Glaubens in der Kathedrale ganz bewusst gewinne: den Armen Seelen, für den Frieden in Korea und in der Welt, für die Bekehrung der Sünder? Doch seit mir der oftmalige Aufruf der Gottesmutter in Medjugorje einfiel: „*Betet in meinen Anliegen!*“, vertraue ich den Ablass nur mehr der Gottesmutter an. Sie weiß am besten, wer die geistige Hilfe am nötigsten hat.

Unvergessenes Nordkorea

Seit über 54 Jahren wirkt P. Anton Trauner aus der schwäbischen Stadt Wertingen in Korea. Der nun 90-jährige Missionar verbreitete jahrzehntelang die Fatimabotschaft und die Weihe an das Makellose Mutterherz Mariens unermüdlich im ganzen Land, und dies stets im Blick auf den Norden der Halbinsel. „*Immer schon lag mir das furchtbar unterdrückte, vom Hunger geplagte Nordkorea sehr am Herzen. Wie gerne würde ich meine letzten Kräfte dafür einsetzen, das Evangelium und die Fatimabotschaft auch dorthin zu bringen, damit wahrer Friede und Einheit zwischen Nord und Süd wird! Dank der Hilfe des päpstlichen Nuntius und des koreanischen Parlamentspräsidenten durfte ich 1974 in Gegenwart des Erzbischofs von Seoul, Kardinal Stephen Kim, erstmals eine große Gebetsveranstaltung*

an der nordkoreanischen Grenze zuwege bringen. Darüber hieß es damals sogar im nordkoreanischen Rundfunk: ‚Wie verrückte Hunde den Mond anbellten, so versammelten sich Leute an der Grenze.‘“

Seither findet alljährlich am 13. Mai in Imjingak nahe der seit 1953 hermetisch abgeriegelten nordkoreanischen Grenze ein Gebetstreffen mit Hl. Messe statt. Bis zu 3500 Gläubige aus allen Teilen Südkoreas nehmen daran teil, die um die friedliche Wiedervereinigung Nord- und Südkoreas beten. Nachdem es am 17. August 2012 gelang, von der Regierung Grenzland zu erwerben, kann, sobald die Baugenehmigung erteilt sein wird, mit der Errichtung eines Heiligtums begonnen werden, das P. Trauner der Gottesmutter von Fatima weihen möchte.

Während im kommunistischen Nordkorea jeder Christ bis heute als „Staatsfeind Nr. 1“ gilt und die einst blühenden Gemeinden ausgelöscht oder zu einer „Kirche des Schweigens“ wurden, zählt Südkorea zu den führenden High-Tech-Nationen und wird mit dem höchsten Bevölkerungsanteil an Christen als das „Kirchenwunder in Asien“ bezeichnet. Jeder vierte Koreaner bekennt sich zum Christentum, und die Priester reichen nicht aus, um die Taufbewerber im Glauben zu unterrichten. Allein in Seoul gibt es jährlich 200-400 Konvertiten. Die Laienchristen sind, wie schon zu Beginn der koreanischen Kirchengeschichte, intensiv in die Evangelisationsarbeit einbezogen.

*„So wird die Frau aller Völker
über die Welt gebracht werden,
von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.
Das einfache Gebet wird
eine einzige Gemeinschaft bewirken.“*

Amsterdamer Botschaft vom 17. Februar 1952